

Diakonie

ESC Ecumenical Spiritual Center

Spiritualität

1/10



In diesem Heft:

*Tagzeitengottesdienst –
Die Komplet*

„Himmelskinder“

*Pflegediakonie, Spiritua-
lität und Gemein-
schaften*

LebensMusik

Fachtagung: „... dass Herz
und Stimme zusammen-
klingen“



LebensReise

Studienreise nach
Rumänien...



...mit Besuch des ortho-
doxen Osterfestes



Ökumenisches Geistliches Zentrum Neuendettelsau
ESC – Ecumenical Spiritual Center



LEBEN
GESTALTEN

Angebote des ESC

Gottesdienste in St. Laurentius



Samstag 18.00 h Vesper	Mittwoch 18.00 h Vesper
Sonntag 9.30 h Hauptgottesdienst, gleichzeitig Kinder- gottesdienst 11.00 h Predigtgottesdienst 18.00 h Vesper	Donnerstag 8.30 h Matutin 19.30 h Christliche Meditation
Montag 8.00 h Morgenandacht	Freitag 8.00 h Morgenandacht 19.00 h Gottesdienst 19.30 h Seelsorgerliches Gespräch oder Einzelbeichte
Dienstag 19.00 h Komplet	

Auseinandersetzung mit einer biblischen „Diakoniegeschichte“ ergänzen das Programm. So können die Teilnehmenden ihre Erfahrungen mit der Arbeit in einem christlichen Haus reflektieren und neue Impulse für ihre Arbeit gewinnen.

20.-22. April 2010, Wilhelm-Löhe-Straße 23, 91564 Neuendettelsau

Psalmen neu entdecken

„Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln“: Gemeinsam wollen wir den Worten ausgewählter alttestamentlicher Psalmen nachgehen, ihren tiefen Sinn erspüren, wir wollen sie erklingen lassen in Sprache, Rhythmus, in körperlichem Ausdruck und Melodie. Ob Dankpsalm oder Klagelied – gemeinsam werden wir das „älteste Songbook der Welt“ neu erleben und in uns zum Klingen bringen. Musikalische Vorkenntnisse sind nicht nötig.

23. Juni 2010, Wilhelm-Löhe-Straße 23, 91564 Neuendettelsau

Be-Sinn-ungstage

werden zum Thema „und führet mich zu frischen Wassern“ angeboten.

Die Besinnungstage laden dazu ein, um aus dem Berufs- und Lebensalltag herauszutreten, um sich in Ruhe auf sich selbst zu besinnen, über das Leben nachzudenken und Gott zu begegnen. Viele Menschen aus der Bibel – auch Jesus – haben sich von Zeit zu Zeit zurückgezogen, um Zeit für sich selbst und Gott zu haben und sich wieder zu orientieren.

Bilder und Motive des 23. Psalms werden im Mittelpunkt dieses Tages stehen, um von ihnen aus Ruhe zu finden, Kraftquellen zu suchen und zu finden, und um das Vertrauen in Gott und das Leben zu stärken.

11. Mai 2010, Haus der Stille, Georg-Merz-Weg 6, 91564 Neuendettelsau

DiaLog - DiaLog-Akademie

Diakonischer Grundkurs - „Ich arbeite in einem christlichen Haus“
Was hat mich dazu motiviert, in einem Haus der Diakonie zu arbeiten?

Was ist mir heute wichtig in meiner Arbeit?

Wo und wie kann ich den diakonischen Auftrag in meiner Arbeit verwirklichen?

Was macht mir dabei Schwierigkeiten?

Der Grundkurs bietet die Gelegenheit, sich mit diesen Fragen zu beschäftigen, Erfahrungen auszutauschen und darüber nachzudenken, woher der diakonische Auftrag kommt, wie er in der Geschichte der Diakonie Neuendettelsau verstanden und gelebt wurde und bis heute gestaltet wird. Begegnungen mit Menschen und Einrichtungen in Neuendettelsau, kreative Elemente und die



Diakonissengemeinschaft

Egli-Figuren herstellen und mit ihnen erzählen

Wo werden Erzählfiguren eingesetzt?

Überall da, wo man sich mit dem Wort Gottes beschäftigt und wo es vermittelt werden soll: im Kindergottesdienst, im Religions- und Konfirmandenunterricht, in der Jugend- und Erwachsenenarbeit; im seelsorgerlichen Bereich, in Krankenhäusern und Pflegeheimen, in der Kinder- und Jugendpsychiatrie und in der Arbeit mit Menschen mit Behinderung; in der Familie und im persönlichen Umfeld, um biblische Geschichten in sichtbares „Geschehen“ umzusetzen.

17. Juni 2010, Mutterhaus, Wilhelm-Löhe-Straße 16, 91564 Neuendettelsau

Editorial

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

Spiritualität ist wieder „in“. Die Menschen sehnen sich nach Ritualen, nach Sicherheiten oder nach Vertrautem in einer immer schneller werdenden Welt, in unserer Informationsgesellschaft. In unseren Einrichtungen oder unserem Ökumenisch-Geistlichen Zentrum (Ecumenical-Spiritual Center – ESC) finden sich vielfältige spirituelle Angebote, die den uns anvertrauten Menschen und unseren Mitarbeitenden, aber auch allen anderen Personen offen stehen. Die aktuelle Ausgabe von Diakonie&Spiritualität berichtet wieder über verschiedene Aktivitäten und bietet zahlreiche informative Artikel.

Wie bereits in den beiden vergangenen Ausgaben finden Sie auch in dieser Ausgabe von Diakonie&Spiritualität einen wissenschaftlichen Aufsatz. Dieses Mal zum Thema „Pflegediakonie, Spiritualität und Gemeinschaften“ von Oberkirchenrätin Cornelia Coenen-Marx (EKD). Dieser ist wie immer in der Mitte der Ausgabe, so dass die Möglichkeit besteht, den Artikel entnehmen zu können.

Im Oktober 2009 fand in Neuendettelsau eine Fachtagung des ESC statt, die sich mit Psalmengesängen beschäftigte. „...dass Herz und Stimme zusammenklingen – von der gregorianischen Quelle bis Taizé“. Interessierte aus verschiedensten Kreisen hatten sich zusammengefunden, um mit Professor Dr. Stefan Klöckner, dem Inhaber des einzigen Lehrstuhles für Gregorianik (Folkwang-Hochschule Essen) ein Wochenende lang Psalmengesänge einzustudieren. Fachkundige Ergänzungen und Erklärungen rundeten die Veranstaltung ab. Die einstudierten Psalmen wurden in den verschiedenen Tageszeitengottesdiensten und dem Hauptgottesdienst in St. Laurentius vorgetragen. Die Veranstaltung wurde von allen Beteiligten als sehr gelungen angesehen, so dass im Oktober 2011 wieder eine Fachtagung mit Professor Klöckner stattfinden wird. Wir werden Sie rechtzeitig informieren.

Zu dem Erfolg trugen auch Geistliche und Mönche, unter ihnen Erzbischof Dr. Teodosie, aus der Rumänischen Orthodoxen Kirche bei. Es entstand gelebte Ökumene.

Der Kontakt zur Rumänischen Orthodoxen Kirche wurde in diesem Jahr zudem durch eine Reise zum Osterfest vertieft. Sie finden einen Reisebericht in dieser Ausgabe. Für die Teilnehmer war es ein unvergessliches Erlebnis und auch das gegenseitige Kennenlernen vertiefte manchen Eindruck der Reise. Für das Frühjahr 2010 wird erneut eine Reise nach Rumänien angeboten, die unter dem Thema „Kirchenburgen und Moldauklöster“ stehen wird. Nähere Informationen erhalten Sie auf Seite 21.

In der Reihe über die Neuendettelsauer Tageszeitengottesdienste werden Sie über das Nachtgebet (Komplet) informiert.

Ich wünsche Ihnen nun eine interessante Lektüre mit unserer aktuellen Ausgabe von Diakonie&Spiritualität.

Ihr Hermann Schoenauer, Rektor

*Heute wird aus der Jungfrau geboren Er,
der in Seiner Hand die ganze Schöpfung hält!
Wie ein Sterblicher ist in Windeln gewickelt, Er,
der Seinem Wesen nach unbegreifbar ist.
In einer Krippe liegt Gott,
der zu Anbeginn die Himmel gründete.
Von Muttermilch nährt sich der,
welcher einst in der Wüste
Seinem Volk Manna regnen ließ.
Die Weisen ruft herbei
der Bräutigam der Kirche.
Er nimmt ihre Gaben entgegen,
der Sohn der Jungfrau.
Wir fallen nieder vor Deiner Geburt, Christus!
Lass uns auch Deine heilige Theophanie schauen!*

*Gesang zur Neunten Stunde des Königlichen
Stundengebetes am 24. Dezember.*

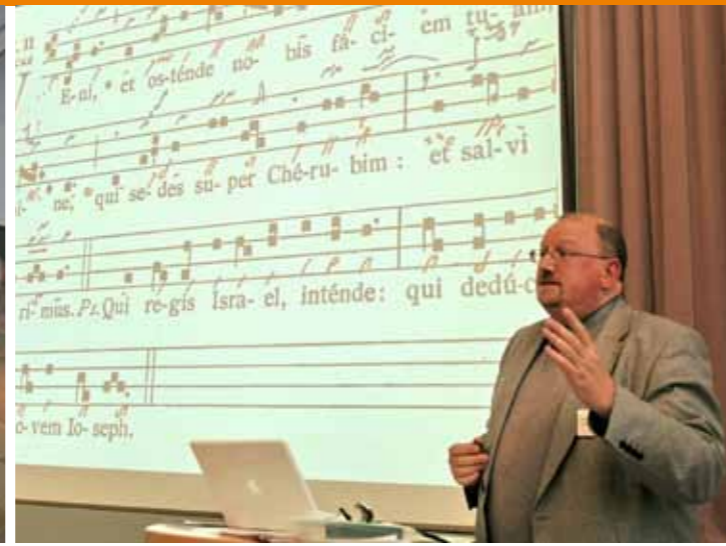
*Deine Geburt, Christus, der Du bist, unser Gott,
ließ dem Kosmos aufgehen das Licht,
das die Gotteserkenntnis schenkt.
Die bei dieser Geburt folgten Deinen Gestirnen,
haben im Zeichen des Sternes gelernt,
anzubeten Dich,
die Sonne der Wahrheit,
und zu erkennen, dass Du
der Aufgang bist hoch von den Firnen.
Dir, o Herr, sei Lob und Preis!*

Orthodoxer Chorgesang zum Weihnachtsfest





Während der Tagzeitengottesdienste gaben die rumänischen Teilnehmer einen Einblick in den Psalmengesang der Rumänischen Orthodoxen Kirche



Professor Dr. Stefan Klöckner, Lehrstuhlinhaber für Gregorianik an der Folkwang-Hochschule in Essen, leitete die Tagung



Unter den Teilnehmern der Tagung befanden sich neben Neuendettelsauer Diakonissen u. a. auch Geistliche aus der Rumänischen Orthodoxen Kirche

„... dass Herz und Stimme zusammenklingen“

Unter der Leitung von Professor Dr. Stefan Klöckner von der Folkwang-Fachhochschule Essen fand vom 16. bis 18. Oktober 2009 in Neuendettelsau eine Fachtagung statt, die sich mit Psalmengesängen von der gregorianischen Quelle bis hin zu den Taizégesängen beschäftigte. Zu der Tagung hatte das Ökumenische Geistliche Zentrum (ESC-Ecumenical Spiritual Center) der Diakonie Neuendettelsau eingeladen.



Kantor Matthias Querbach von der St. Laurentiusgemeinde zusammen mit Prof. Klöckner.

In verschiedenen Arbeitseinheiten führte Klöckner, der Inhaber des einzigen deutschen Lehrstuhls für Gregorianik ist, die Teilnehmer an den Psalmengesang heran. Unterstützt wurde er von Matthias Querbach, Kantor der St. Laurentius-Gemeinde von Neuendettelsau. Am Anfang der Tagung wurden die theoretischen Grundlagen des gregorianischen Psalmengesanges vorgestellt und ein Einblick in die geschichtliche Entwicklung gegeben. Der zweite Teil der Tagung stand ganz im Sinne der Praxis. Psalmengesänge sind eingeübt worden. Immer wieder ist dabei von Klöckner auch auf die Verknüpfung zwischen der Theorie und den Möglichkeiten des Einsatzes im

Gottesdienst hingewiesen worden. Bereichert wurde die Tagung durch Geistliche und Mönche der Rumänischen Orthodoxen Kirche, welche aus Konstanz, Rumänien, angereist waren. Sie gaben mit Gesangsbeiträgen und theoretischen Erklärungen Einblick in den Psalmengesang ihrer Kirche.

Im Zentrum der Tagung standen neben dem Hauptgottesdienst am Sonntagmorgen die verschiedenen Tageszeitengottesdienste, welche in der Diakonie Neuendettelsau fester Bestandteil des spirituellen Lebens sind. Die Tageszeitengottesdienste gehen auf den Gründer der Diakonie Neuendettelsau, Pfarrer Wilhelm Löhe (1808-1872), zurück. Dieser

Theoretische Erklärungen und ausführliche, praktische Gesangsübungen brachten den Teilnehmerinnen und Teilnehmern den Psalmengesang näher.

Theorie und praktische Übungen wurden eng miteinander verbunden



hatte die auf die mönchische Tradition der Stundengebete zurückgehenden verschiedenen Gottesdienste eingeführt. Freitagabend wurde das Nachtgebet – die Komplet – feierlich begangen. Das Morgengebet – die sogenannte Matutin – eröffnete am Samstag die Tagung, die abends mit der Vesper (Abendgebet) abgeschlossen wurde. Dazwischen lag ein anstrengender, aber informativer und abwechslungsreicher Tag. Die vielfältigen Erfahrungen und Erkenntnisse, der ökumenische Austausch sowie die souveräne Vermittlung der Inhalte durch Professor Klöckner machten die Tagung für alle Teilnehmer zu einem beeindruckenden Erlebnis.

M. H.



Während der Tagungspausen fand ein fachlicher Austausch statt



Was wäre das Leben eigentlich ohne Musik?*

Hermann Schoenauer

Was wäre das Leben eigentlich ohne Musik? Wäre es nicht sang- und klanglos? Würde uns nicht eine besondere Sprache fehlen, die Sprache des Herzens?

Ja, uns würde eine große Möglichkeit fehlen, uns und unsere Gefühle und Gedanken auszudrücken und anderen mitzuteilen. Und unserem Glauben würde eine ganz wichtige Sprache fehlen. Was wäre ein festlicher Gottesdienst ohne Gesang und Orgelspiel? Ein Heilig Abend ohne „O du fröhliche“, ein Ostern ohne „Christ ist erstanden“, ein Reformationstag

auch gefallen mir nicht, die sie verdammten, die Schwärmer. Erstens: Weil sie Gabe Gottes und nicht der Menschen ist; Zweitens: weil sie die Seelen fröhlich macht; Drittens: weil sie den Teufel vertreibt; Viertens: weil sie Menschen Freude macht. Dabei vergehen Zorn, Begierden, Hochmut. Den ersten Platz gebe ich der Musik nach der Theologie.“ Luther schätzt sehr den Gemein-

das sich in einer Gemeinschaft getragen fühlt.

Ein Gesangbuch durch alle Zeiten

„Wer singt, betet doppelt“ – dies gilt ja in besonderer Weise, wenn wir Psalmen singen.

Wenn wir Psalmen singen und Gott mit Musik loben, alte und neue Lieder gemeinsam singen, dann stehen wir in einer Tradition, die schon weit über 2000 Jahre alt ist.

Bereits im alten Israel singen und loben die Menschen Gott, klagen ihm und verkünden seinen Namen mit Musik. Musik spielt in der Bibel eine wichtige, ja sogar eine herausragende Rolle.

Der Psalter ist dabei das Gesangbuch der Bibel und er ist das Gesangbuch durch alle Zeiten hindurch. Viele dieser Lieder wurden damals bis heute von einzelnen oder der Gemeinde gesungen. In den Psalmen bekennen Menschen Gott das, was ihnen widerfahren ist: Glück und Freude, Rettung und Bewahrung, aber auch Trauer und Klage, Verzweiflung und Anfeindung.

Aber immer wieder enden die Psalmen mit einem Lob Gottes. Durch das regelmäßige Singen und Beten bleiben Menschen in einer ganz tiefen Beziehung zu Gott. Besonders eindrücklich ist dies bei den Stundengebeten der klösterlichen Tradition, die wir hier in Neu-

degang, komponiert zahlreiche Gesangbuchlieder und greift immer wieder den berühmten Ausspruch des Kirchenvaters Augustin auf: „Wer singt, betet doppelt“.

Singen ist eine besonders intensive Art des Betens. Singen in Gemeinschaft ist auch ein Beten; ein Beten,

endtelsau in der besonderen Form von Wilhelm Löhe auch pflegen.

Der Himmel ist voller Musik
Musik nimmt in unserem Glauben eine wichtige Stelle ein, Musik hat auf uns eine besondere Wirkung.

Die vier Punkte verdeutlichen dies:

Mit Musik drücken wir unsere Trauer, Klage und Verzweiflung aus.

Dem König David wird in der biblischen Tradition eine Vielzahl der Psalmen zugeschrieben. In seinem Leben gab es viele Höhen, aber auch viele Tiefen. Diese bringt er in zahlreichen Klagen vor Gott.

Andere folgen David, so der Dichter der Klagepsalmen, in denen der verzweifelte Ruf zu finden ist: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ (Ps 22,2).

In der Musik haben Menschen einen Weg gefunden, ihre Angst und Trauer, ihre Klage und Verzweiflung vor Gott zu bringen, ihren Kummer loszuwerden – ohne sich enttäuscht von ihm abzuwenden.

Auch wir können uns die Musik zu eigen machen und unsere Sorgen damit vor Gott tragen. Nicht die Sorgen und den Kummer für sich zu behalten, sondern darauf zu vertrauen, dass Gott stets ein offenes Ohr hat. Es können unsere eigenen Worte sein oder die der Psalmen, wir können singen oder Musik hören und die Gedanken darin einfließen lassen. Wir dürfen darauf hoffen, dass Gott dann unsere Last mindern wird.

Mit Musik bringen wir unsere Freude, unser Lob und unseren Dank zum Ausdruck.

David lobt Gott überschwänglich: „Lobe den HERRN, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! Lobe den HERRN, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat“ (Ps 103,1f). – Menschen, wie David, die Rettung und Bewahrung erfahren haben, die Hoffnung und neuen Mut gewon-

nen haben, danken Gott und preisen ihn für seine Güte. Sie wissen, wem sie die Rettung zu verdanken haben und loben Gott für seine Taten.

Auch wir sollten uns immer wieder daran erinnern lassen, Gott zu loben und zu danken, unser Leben und unseren Alltag nicht als selbstverständlich hinzunehmen.

Dank für unser Leben, Dank für diesen neuen Tag. Vielleicht schon früh am Morgen, wie es Christian Fürchtegott Gellert gedichtet hat: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank, erhebe ihn meine Seele! Der Herr hört deinen Lobgesang, lobsing ihm, meine Seele!“ (EG 451,1).

In der Musik, im Gesang erfahren wir Menschen von Gottes Taten und bezeugen wir sein Evangelium. Musik als Ausdruck der Verkündigung.

Musik, Kirchenmusik ist auch ein Schlüssel für die Ökumene.

Gesang und Musik prägen die Gottesdienste aller christlichen Gemeinden in unterschiedlicher Weise und sind ein wesentlicher Ausdruck ihrer Spiritualität. Viele Lieder aus unterschiedlichen Traditionen – aus der Orthodoxie, aus dem katholischen Bereich, aus Taizé – haben Eingang in unser Gesangbuch gefunden – und ebenso finden sich viele „evangelische Lieder“ im katholischen Gotteslob.

Wenn wir Gott mit unseren Liedern loben, dann dürfen wir nicht unsere Augen gleichzeitig vor den Nöten anderer Menschen verschließen. Dietrich Bonhoeffer hat es drastisch in der Zeit des Nationalsozialismus und der Judenverfolgung ausgedrückt:

„Nur wer auch für Juden schreit, darf gregorianisch singen!“ – So steckt in jedem Gotteslob auch ein Blick auf unseren Nächsten mit darin.



Durch Musik bekommen Menschen neue Kraft, Musik hat eine heilende Wirkung.

Musik hat eine heilende Wirkung. Die bekannteste Stelle dazu ist die „Heilung Sauls“ durch die Harfenmusik von David: „Sooft nun der böse Geist von Gott über Saul kam, nahm David die Harfe und spielte darauf mit seiner Hand. So wurde es Saul leichter und es ward besser mit ihm und der böse Geist wich von ihm.“ (1. Sam 16,23) – Durch Musik erfahren Menschen eine heilsame Kraft, durch Musik und Texte erfahren auch wir Christen neue Hoffnung, neuen Mut und neue Kraft. Durch die Musik können wir Gottes heilende Kraft erfahren.

Und: Musik macht Hoffnung. Der Himmel ist voller Musik. Martin Luther schreibt: „Ich möchte nicht in einen Himmel kommen, in dem nicht musiziert wird.“ – Ich auch nicht.

Singen und Musizieren sind Nachspiel und Antwort auf das, was wir Gott verdanken. Sie sind Vorspiel und Vorwort dessen, was wir uns von Gott erhoffen, ein Vorspiel des ewigen Lebens.

Von Vorfriede und Nachfreude erfüllt, sind wir unterdessen: „Ach nimm das arme Lob auf Erden mein Gott in allen Gnaden hin. Im Himmel soll es besser werden, wenn ich bei deinen Engeln bin, da sing ich dir im höheren Chor viel tausend Halleluja vor.“

*Auszug aus der Predigt in der Deutschen Messe im Rahmen der Tagung „...dass Herz und Stimme zusammen klingen“, 13.10.2009.

Fachlicher Ökumenischer Austausch ohne Sprachbarriere – Musik überwindet Grenzen

Rumänische Geistliche und Mönche trugen Psalmengesänge im Rahmen der Tagzeiten-gottesdienste vor. ohne „Ein feste Burg ist unser Gott“? Musik – und besonders das gemeinsame Singen – ist eine gemeinsame Ausdrucksform für unseren Glauben: für überschwänglichen Jubel genauso wie für verzweifelter Klage. Besonders Martin Luther setzt sich in seiner Schrift „Über die Musik“ nachhaltig für den Gesang in den Gemeinden ein: „Ich liebe die Musik,





Taufe Jesu und Einzug
in Jerusalem, Kloster-
kirche Dervent



Ikonostase in der Kirche
des Klosters Cocosi



Äbtissin Adriana,
Nonnenkloster Saon

Orthodoxes Osterfest am Schwarzen Meer

Eine Studienreise des Ökumenischen Geistlichen Zentrums (ESC) der Diakonie Neundettelsau vom 16. bis 23. April 2009

Seit vielen Jahren bestehen enge Kontakte nicht nur nach Siebenbürgen, sondern auch zum Orthodoxen Erzbistum im Süden Rumäniens im Blick auf soziale und diakonische Projekte. Ausdruck für die geistliche und ökumenische Gemeinschaft war

Das Osterfest in Konstanz mit Erzbischof Dr. Teodosie, eine Woche nach unserem Ostern, war der festliche Auftakt einer achttägigen Studienreise für 32 Teilnehmer einer Gruppe unter der Leitung von Rektor Professor Dr. h. c. Hermann Schoenauer.

die Feier der orthodoxen Osternacht am Strand und in der Kathedrale von Konstanz, die Teilnahme an einem Konzert des Priesterchors „Armonia“, der auch schon in Neundettelsau auftrat, im Kulturzentrum und anschließend ein Empfang im erzbischöflichen Palais durch

Erzbischof Dr. Teodosie. Außerdem besuchte die Gruppe ein Gefängnis in dieser Stadt und feierte gemeinsam mit dem Erzbischof und den Gefangenen einen orthodoxen Gottesdienst, in dem der Erzbischof einen Diakon für die diakonische Arbeit weihte und die Gäste aus

Deutschland herzlich begrüßte. Ebenso fanden eine Begegnung mit der Evangelischen Gemeinde unter ihrem Pfarrer Daniel Zikeli in Bukarest und ein Gottesdienst mit Predigt von Rektor Herrmann Schoenauer in der Evangelischen Gemeinde in Konstanz statt.



Eingang zum Kloster Dervent



Klosterkirche in Dervent



Kirche des Klosters St. Andreas



Osterkonzert mit dem Priesterchor „Armonia“
unter der Leitung von Julian Dumitru, Konstanz



Reisegruppe aus Neundettelsau nach einem gemeinsamen Gottesdienst mit
Gemeindegliedern der Evangelisch-Lutherischen Gemeinde in Konstanz





Altes und modernes
Bukarest

Ein weiteres Erlebnis war die Einkehr in den Klöstern Dervent, Saon und Cocosi und die Fahrt nach Histria zu den Überresten einer alten griechischen Siedlung aus dem 7. Jahrhundert. Auch die Begegnung mit dem Imam in der türkischen Moschee in Babadag aus dem 14. Jahrhundert brachte Erkenntnisse im interreligiösen Dialog. Weitere beeindruckende Programmpunkte waren die Fahrt von Tulcea aus mit dem Schiff ins

Donaudelta mit seiner reichen Fauna und Flora und der Besuch der naturwissenschaftlichen Abteilung des Deltamuseums. Eine Stadtführung durch Bukarest am Tag des Rückfluges beschloss eine überaus interessante und abwechslungsreiche Studienreise.

P. H.



Erzbischof Dr. Teodosie,
Konstanza



Fresco. Anastasis, Orthodoxe
Dumitru-Kirche, Babadag



Beim traditionellen Eier-Anstoßen: Rektor Schoenauer
mit Erzbischof Dr. Teodosie, Konstanza

Pflegediakonie, Spiritualität und Gemeinschaften*

Spiritualität in der weiblichen Diakonie

Unterwegs ins Offene

Die seit Ende der Nachkriegszeit sinkenden Eintrittszahlen und der damit einhergehende Bedeutungsverlust der Diakonissengemeinschaften waren lange verdrängt worden, die Erosion der überkommenen hierarchischen und zentralistischen Ordnung hatte zu Zerreißen geführt. In vielen Einrichtungen wurden neue Gemeinschaftsformen gelebt, die sich aber noch nicht in neuen Ordnungen niederschlugen. Auch die wachsende Zahl „ziviler“ Mitarbeiterinnen stellten sie vor die neuen Herausforderungen und Fragen.

In dieser Situation suchte der Kaiserwerther Verband Ende der 70er Jahre mit einer Umfrage nach tragfähigen Antworten auf den offenkundigen Innovationsbedarf.

Gab es etwas, was die Diakonissen von anderen Mitarbeitern unterschied? Eine diakonische Kompetenz, ein besonderes Profil, ein Amt? Viele Diakonissen legten damals die Tracht ab, weil sie darin eher das entfremdend Besondere als befreiende Demut und gewinnenden Dienst sahen, weil ihnen die Gemeinschaft im Dienst wichtiger war als ein exklusives Amt in der Institution. Ihnen lag daran, eine neue Generation von Mitarbeitenden für diakonisches Handeln zu werben – auch die vielen, für die die Verankerung in einer christlichen Tradition nicht mehr selbstverständlich war. In der Hochphase der Wohlfahrtsentwicklung war das Monopol der Kirche auf die Nächstenliebe längst gebrochen, die pflegerischen und sozialen Bildungsgänge aber boomten.

Auf der Suche nach der verlorenen Ganzheitlichkeit

Wenn zu Beginn dieses Jahrhunderts bei Kaiserswerther Einführungstagen für junge Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen eine der alt gewordenen Diakonissen aus ihrer Berufsgeschichte erzählte, findet sie immer aufmerksame Zuhörer und Zuhörerinnen. Dabei ging es um Tracht und Taschengeld, aber auch um den Umgang mit Zeit und die Rolle der Gemeinschaft. Heute kann sich kaum noch jemand vorstellen, Arbeit und Leben so zu verbinden, wie die alten Schwestern es taten. Angesichts der Arbeitsverdichtung unserer Tage sind Zeit- und Selbstmanagement gefragt, um mit der eigenen Energie zu haushalten. Wenn aber die alten Schwestern erzählen, scheint es fast so, als wären die gelassener und freier gewesen, die sich der

Hingabe an den Leidenden, der Gemeinschaft und ihren Rhythmus überlassen konnten.

Aber der Zweiklang von Aktion und Kontemplation, von Gottes- und Weltbezug, der das Leben der Gemeinschaft bestimmt hatte, ist zerbrochen. In dem Maße, wie die Bibelworte über den Eingangstüren zur Fremdsprache wurden, zerfielen mit dem Catering die Tischgemeinschaft, mit der Entkirchlichung die Kultur der Sterbegleitung, mit dem Auseinanderfallen von der Arbeit und Leben die gemeinsame Tagesstruktur, mit dem Zwang, mobil und flexibel zu sein die Bereitschaft, sich ganz auf eine Gemeinschaft einzulassen.

Die neue Suche nach Ganzheitlichkeit ist eine Antwort auf diese Verlufterfahrungen – genauso wie das Bemühen um das diakonische Profil und eine spezifische diakonische Unternehmenskultur oder die neuen Forschungssätze zu Spiritualität und Ethos der Pflege.

Spiritualität mit Leib und Seele

Die persönliche Suche nach Ganzheitlichkeit wird heute vor allem am Körper festgemacht. In den integrativen Therapien wie im religiösen Ausdruck spielen Fasten und Öle, aber auch Düfte und Musik eine wichtige Rolle. Pilgern hat Konjunktur. Unser Atem, die Gefühle von Spannung von Entspannung, Weite und Enge bringen uns in Kontakt mit dem eigenen Erleben, mit den Rhythmen der Zeit. Rituale als gestalteter Ausdruck von Gefühlen, Beziehungen, Übergängen in Zeit und Raum gewinnen neue Bedeutung. Präsenz wird körperlich erfahren, an Kraftorten, mit Düften. Körperliche Berührung tangiert auch die psychische Haut. Feministische Spiritualität spricht deshalb vom „soulbody“. Aber auch die hebräische Bibel betrachtet den Menschen als unteilbares psychosomatisches Ganzes. Die Schöpfungsgeschichte sagt das in einem Bild: der Mensch, von Gottes Händen geformt, mit Atem belebt, ist lebendige Seele.

Wenn wir heute von „Spiritualität“ reden, meinen wir die Wahrnehmung einer anderen Wirklichkeitsdimension, die sich weniger auf den Begriff bringen als erfahren lässt.

* Gekürzte Fassung des Vortrages „Pflegediakonie, Spiritualität und Gemeinschaften“, gehalten anlässlich der Südkonferenz des Kaiserwerther Verbandes deutscher Diakonissen-Mutterhäuser, Karlsruhe-Rüppurr am 10. März 2009.



Oberkirchenrätin
Cornelia Coenen-Marx,
Hannover



Diese Erfahrungsorientierung ist offen für unterschiedliche Traditionen, Praktiken und Rituale, für heilige Orte und Pilgerwege verschiedener Religionen und Konfessionen. Solche mystischen Erfahrungen sind in den letzten Jahrzehnten in besonderer Weise in der Frauenbewegung aufgegriffen worden, die sich in der Unmittelbarkeit religiösen Erlebens zugleich von patriarchalen und institutionellen Normen zu befreien suchte. Statt mit „Jacobs Leiter“ ein Oben und Unten zwischen Himmel und Erde mit festen Wertehierarchien zwischen Geist und Körper, Mann und Frau zu konstruieren, soll „Sarahs Kreis“ das Denken in festen Über- und Unterordnungen verändern.

„Frömmigkeit dagegen ist die spezifische Gestaltwerdung christlichen Glaubens inmitten von Raumzeitlichkeit, wie Carl Heinz Ratschow schreibt: Ein Beispiel dafür ist die Glaubenspraxis der Mutterhausdiakonie mit ihren geprägten Ritualen, Zeiten und Orten. Mit ihrer eigenen agendarischen Form für das Morgen- und Abendgebet, für die monatlichen Betstunde Herrnhuter Prägung, für Einsegnungen und Aussegnungen und den Reisesegen vor dem Altar der Mutterhauskirche, aber auch mit den selbst gestickten Paramenten haben die Kaiserswerther Schwestern erfahrbar gemacht, dass in Wort und Sakrament der Energiestrom aller sozialen Arbeit fließt. Christliche Spiritualität braucht solche geprägten Traditionen, feste Zeiten und Orte. Jedes „überall“, schreibt Ratschow einmal, wird für den Menschen zum nirgends. Wer durch Kaiserswerth, durch Neuendettelsau oder Bethel geht, stößt an Orte, in der Prägung der Häuser und Friedhöfe, der Bibelworte und Bilder überall auf das Bekenntnis zu einer diakonischen, zu einer menschlichen und leiblichen Frömmigkeit. In dieser Verbindung von Spiritualität und sozialem Engagement liegt bis heute eine große Faszination.

Christliche Spiritualität und diakonische Organisation

Im heutigen ökonomisierten Gesundheitssystem allerdings fühlen sich viele der alten Schwestern fremd. Und auch viele Pflegenden, Seelsorgerinnen und Seelsorger, fühlen sich mit ihren Motivationen nicht wirklich aufgehoben: Wo Lebensprozesse standardisiert werden müssen, wo Daten mehr gelten als Sinnlichkeit und ganzheitliche Wahrnehmung, wo die Zeit für menschliche Begegnung fehlt, geht leicht auch der Respekt vor dem Leben, seinen Grenzen, seiner Schönheit und Vergänglichkeit verloren. Kein Wunder, dass das Interesse an allen Formen des Religiösen gerade der Pflegenden groß ist. Religion und Spiritualität haben eine neue Bedeutung als „Stresspuffer“. Auch den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern dient sie als emotionale Ergänzung eines funktionalisierten Alltags.

Allerdings entstehen Spannungen, wenn mit den religiösen Überzeugungen auch normative Fragen ins Spiel kommen –, wenn es Konflikte gibt um Pränataldiagnostik und Spätabtreibungen, um Forschungsvorhaben und Sterbehilfe. Denn in den ethischen Konflikten treten Unterschiede im Gottes- und Menschenbild, in den Werthaltungen zutage.

In solchen Situationen wird deutlich: diakonische Teams und Träger brauchen mehr als Spiritualität, sie brauchen für ihre Frömmigkeit ein Wertegerüst, das unterschiedliche Zugänge und Lebenswege achtet, Orientierung gibt und gleichwohl gemeinsames Handeln ermöglicht. Dabei muss der christliche Glaube mit der säkularisierten Wissenschaft, mit dem herrschenden Zeitgeist einer liberalen Ökonomie, mit anderen Religionen, vor allem aber mit der Erfahrung der Mitarbeiterschaft ins Gespräch gebracht werden.

Differenzierung als Befreiung

Seit ihrer Gründung in der Mitte des 19. Jahrhunderts waren die meisten Mutterhäuser patriarchal strukturiert. Dabei funktionierten die Gemeinschaften nach dem Modell einer Ersatzfamilie mit dem Vorsteher als Diakonissenvater und der Oberin als Mutter. Die Diakonissenanstalt bestand, wie Hermann Schauer noch 1960 schrieb, nicht durch die Diakonissen, sondern für sie. Das Mutterhaus sorgte für Pflege und Erziehung und bot unverheirateten Frauen zugleich eine neue Perspektive und eine lebenslange Versorgung. Die Dominanz der geistlichen, später auch der medizinischen, Leitung über die Pflege wurde mit der Schöpfungsordnung und der „natürlichen“ Geschlechterordnung begründet. Empathie und Zuwendung, Beziehungsfähigkeit und Mütterlichkeit, die grundlegenden Haltungen für Pflege und Erziehung, entsprachen nach der Überzeugung der Zeitgenossen der „Natur“ der Frau. Die „Liebesanstalten“, in denen Pflege und Erziehung unter geistlicher Leitung gemeinschaftlich organisiert wurden, boten über die Jahrzehnte vielen Menschen Hilfe und Heimat. Die ideologischen und politischen Grundlagen dieser so genannten „weiblichen Diakonie“ fielen allerdings spätestens nach dem zweiten Weltkrieg endgültig weg. Um einen Pflegeberuf auszuüben, musste schon seit dem Ende des vergangenen Jahrhunderts niemand mehr Diakonisse werden. Und bereits Fliedners berühmteste Schülerin Florence Nightingale hatte sich darauf berufen, dass Gott immer unmittelbar zu ihr gesprochen habe, dass sie also keines Amtsträgers bedurft hätte, um seinen Willen zu erfahren.

Seit Mitte der 60er Jahre konnten dann Frauen, die sich biblisch-theologisch ausbilden lassen wollten, Diakoninnen und bald darauf auch Pfarrerrinnen werden und selbst ein anerkanntes kirchliches Amt übernehmen. Zugleich professionalisierte sich die Pflege: an die Stelle der Oberinnen traten Pflegedienstleitungen und Pflegemanager. Und die 70er Jahre, in denen der Kaiserswerther Verband die o.g. Umfrage initiierte, markieren den Zeitpunkt, zu dem sich die Mutterhäuser der „weiblichen Diakonie“ zu Diakoniewerken und bald schon zu Diakonieuunternehmen wandelten. Und spätestens mit dem Entstehen der Diakonissenmuseen um die Jahrtausendwende war klar: die Geschichte der „weiblichen Diakonie“ als geistlicher Bewegung ist zu Ende gegangen. Pflege ist eine Dienstleistung geworden wie

andere auch, auch wenn sie immer noch wie ein Frauenberuf (schlecht) bezahlt wird.

Die Differenzierung, die nun sichtbar wird, befreit aus falschen Engführungen der Geschlechterordnung wie des Glaubens. Pflege ist nicht Frauensache, Leitung nicht Männersache, auch wenn noch immer 75 Prozent der Pflegenden Frauen sind und der Anteil der Frauen in der Leitung weit unter 25 Prozent liegt. Nächstenliebe im Sinne des christlichen Glaubens ist nicht an kirchliche Institutionen gebunden. Professionalisierung lässt angemessene Bezahlung erwarten, aber Zuwendung bleibt ein Geschenk. Organisationen brauchen Normen, Spiritualität aber und Ethik braucht Gewissensfreiheit. Im Lichte dieser Differenzierung ist nun zu fragen, was weibliche diakonische Spiritualität sein kann und was Gemeinschaften leisten können. Dabei gehe ich noch einmal von den strukturellen Elementen der so genannten Frauendiakonie unter den Bedingungen der Professionalisierung und Ökonomisierung des Gesundheitswesens aus.

„Weibliche“ diakonische Spiritualität

Professionalität, Spiritualität und Beziehung

Die Modularisierung und Segmentierung der einzelnen Aufgaben in Pflege und Gesundheitsdiensten steht in Spannung zu der Tatsache, dass Pflege ein Beziehungsgeschehen ist. Unter Zeitdruck werden pflegebedürftige Menschen zum Objekt einer Behandlung und Pflegenden werden sich selbst zum Instrument. Tatsächlich aber ist Pflege wesentlich Interaktion, für die ein hohes Maß an Wahrnehmungsfähigkeit, Empathie und erfahrungsgesättigte Intuition genauso notwendig sind, wie die Bereitschaft, den Leidenden als Subjekt des eigenen Lebens ernst zu nehmen und zu schützen. Denn schließlich werden in der Pflege die elementaren Bedürfnisse eines verletzlichen Menschen zum Ausgangspunkt des Handelns. Dazu sind neben den pflegefachlichen kommunikative, soziale und interkulturelle Kompetenzen notwendig. Pflege ist mehr als eine Dienstleistung, die auf eine unmittelbare, geldwerte Gegenleistung zielt. Die Bremer Ökonomin Maren Joachimssen hat darauf hingewiesen, dass sich der Kern klassischer Sorgesituationen eher mit einem Geschenk vergleichen ließe. Damit ist sie nahe daran am Diakonissenspruch von Wilhelm Löhe („Mein Lohn ist, dass ich darf“) aber auch am Selbstverständnis vieler freiwillig Engagierter.

Die größte Berufszufriedenheit und die beste Zusammenarbeit von Haupt- und Ehrenamtlichen habe ich denn auch in der Palliativarbeit erlebt, wo eine ganzheitlich orientierte Teamarbeit mit Medizin und Pflege, Atem- und Physiotherapie, Seelsorge und ehrenamtliche Begleitung möglich war und sich das Team um den Leidenden und seine Angehörigen „orchestrieren“ ließ, wo aber auch ethische Probleme

und unterschiedliche Haltungen nicht tabuisiert wurden. Zusammenarbeit statt Wettbewerb der Hierarchien, Vielfalt und Kooperation statt Normierung, Personenorientierung statt Institutionenorientierung, Offenheit für Gefühle statt pure Rationalisierung – das ist dem Ethos der Pflege angemessen. Wer bei einem anderen Menschen, einem Kranken, das entstandene Ungleichgewicht zwischen der Sorge und Selbstfürsorge kompensieren will, braucht selbst ein Team, das ihm auch einmal den Rücken frei hält, Klarheit über das eigene ethische Handeln und die eigenen Kraftquellen. Schwesterngemeinschaften haben traditionell versucht, die inneren Kräfte wie ethische Orientierung zu stärken.

Der Verband Evangelischer Diakoninnen und Diakone hat gemeinsam mit dem Rauhen Haus ein Modell entwickelt, um seine Mitglieder an ihrem jeweiligen Ort zu stärken. Es reicht von der Potenzialanalyse über zertifizierte Fortbildungen bis zum überregionalem Austausch. Tatsächlich ist es wichtiger als je, diakonische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter berufsbiografisch zu begleiten und zu unterstützen – im Sinne einer personenorientierten Stärkung von Frauen und Männern in der Diakonie. Es gebe niemand die Seele um der Kunst – also der Professionalität – willen, schrieb einst Friederike Fliedner in ihr Tagebuch – eine Mahnung, die bis heute gilt.

Blick voraus ins Offene

Wie in den 70er Jahren sind wir heute wieder unterwegs ins Offene. Keiner weiß, wie die diakonische Landschaft in 30 Jahren aussehen wird. Es mag sein, dass die ambulante und stationäre Arbeit in Kompetenzzentren zusammenwächst und dass das professionelle Gesundheitssystem sich in neuer Weise mit gemeinwesenorientierte Arbeit verknüpft. Schon jetzt gibt es in den ländlichen Regionen Mecklenburg-Vorpommerns Pflegenden, die einen medizinischen Auftrag im „Basisgesundheitsdienst“ wahrnehmen und damit alte Traditionen der Schwesternschaften wieder beleben. Dabei lösen sich die Grenzen zwischen ärztlichen und pflegenden Berufen auf, Krankenhäuser „ambulantisieren“ sich und von allen Beteiligten wird mehr Flexibilität und Kooperation erwartet. Die hohe Professionalität, die für diese Aufgaben nötig ist, wird auf Dauer nicht mehr nach „Frauentarifen“ bezahlt werden können. Zugleich aber ist die finanzielle Grenze der Professionalisierung und Ökonomisierung erreicht. Familien, Nachbarschaften und Freiwillige werden deshalb sich in Zukunft vielleicht nicht nur das Hospizthema auf die Fahnen schreiben. Ob es gelingt, auch Männer stärker einzubeziehen – oder ob die Zahl der Migrantinnen, die bei uns die Professionalisierungslücke füllen, weiter wachsen wird? Niemand weiß, in welchem Maße diese Aufgaben der Nächstenliebe „weiblich“ bleiben werden.

Was aber bedeutet diese Entwicklung für Spiritualität und Gemeinschaften? Je eigenständiger die Aufgaben



der professionell Pflegenden werden, je stärker Berufliche und Freiwillige zusammen arbeiten, umso wichtiger wird einerseits die Beziehung zu Gemeinde und Gemeinwesen und andererseits die Fähigkeit der Pflegenden selbst, eine Gestalt für die spirituellen Aspekte ihrer Arbeit zu finden. Diakonische Spiritualität braucht eine eigene Sprache, nicht nur im Blick auf die Gottesdienste. Sie hat mit dem Leib und allen Sinnen zu tun, mit der Gestaltung von gastfreundlichen Orten, mit (besonderen) Zeiten und Rhythmen, mit Grenzerfahrungen, Gesten und Ritualen. Diakonische Spiritualität ist ungeteilte Aufmerksamkeit und damit der Mystik nah. Nicht alles, was dabei geschieht, kann in Worte gefasst werden – und dennoch haben die Bilder und Gestalten eine Grammatik, die sich auf biblische Geschichten und Texte bezieht. Diakonische Spiritualität ist erfahrungsorientierte Theologie. Dafür braucht es nach wie vor Lern- und Begegnungsorte. Die alten Zentren der Gemeinschaften bieten sich dafür in besonderer Weise an.

Was bedeutet das für die diakonischen Gemeinschaften? –

Mein Traum von der Zukunft eines Gemeinschaftsverbandes

Die alte Koppelung von Person und Struktur, von Diakonissenanstalt und Schwesterngemeinschaft, die einst die DNA der diakonischen Unternehmen war, ist zerbrochen. Die Pflege- und Gesundheitsbranche wird nicht mehr von den Kirchen, sondern vom Markt bestimmt. Die Logik der Arbeitsabläufe ist ebenso ökonomisiert wie der Status der Gesundheitsberufe. Beides ist auf Effektivität und günstige Preise bei hoher Qualität ausgerichtet.

Die Gemeinschaften sind Erinnerungsgemeinschaften, sie repräsentieren die Wurzel dieser heutigen Branchen, eine andere Kultur, ein auf Caring und Compassion ausgerichtetes Wertesystem. Deswegen sind sie einerseits hoch geachtet und andererseits wenig beachtet und an den Rand gedrängt. Sie wären überlastet, wenn man von ihnen erwarten würde, allein die diakonische Kultur und Spiritualität zu prägen; dazu braucht es vor allem Leitbilder und Qualitätsentwicklung, Fortbildung und Ethikberatung, neue Gottesdienst- und Andachtsformen. Sie sind gefährdet, wenn sie für diese Funktion von der Unternehmensleitung in den Dienst genommen werden – etwa als Rechte Hand des Vorstehers, der selbst eher „Diakonimanager“ ist.

Statt in dieser Weise in den Dienst genommen zu werden, brauchen die Gemeinschaften Freiräume für das Widerständige der Tradition, Freiräume in denen ihre Autonomie geachtet wird, ihre Gegenmacht ernst genommen wird – ganz ähnlich, wie Mitarbeitervertretungen Freiräume brauchen, gefördert und ernst genommen werden müssen. Mein Eindruck ist, dass Gemeinschaften wie Mitarbeitervertretungen an die einzelnen diakonischen Unternehmen gebunden und damit strukturell schwach sind.

Diakonen – und Diakoninnengemeinschaften sind nach meiner Erfahrungen deshalb oft stärker, weil sie auf theo-

gische Bildung und auf Mitarbeiterentwicklung setzen und dabei eher in größeren Verbundsystemen denken – oft auch in Verbundsystemen zwischen diakonischen Unternehmen, Kirchenkreisen und Gemeinden, so wie ich es beim Rauhen Haus beobachte.

Im Feld der Pflege- und Gesundheitsberufe, die aus der Tradition der Frauendiakonie kommen, fehlt ein großer spiritueller Personenverband, der auf fachlich fundierte, theologische Bildung setzt, Supervision, Coaching und geistliche Begleitung anbietet, gerade Frauen in ihren Berufs- und Lebensübergängen begleitet, und mit einer modernen, flexiblen und mobilen Biografie rechnet. Dieser Verband müsste mit der kurzen Verweildauer in den Pflegeberufen, mit dem Wechsel von Arbeit und Weiterbildung, beruflicher und familiärer Tätigkeit rechnen.

Manchmal träume ich von einem solchen Kaiserswerther Verband: als einem Verband, der Mitarbeitenden aus allen Häusern offen steht und allen, gern auch in Kooperation mit den einzelnen Häusern, Fortbildung, Coaching, Entlastung und Orientierung, ethische Beratung anbietet. Ein solcher Verband könnte Austauschprojekte – auch auf ökumenischer Basis – anbieten, Berufswege attraktiver gestalten, Mentoring organisieren und einen Pilgerweg zu den Kraftorten der Tradition anbieten.

Ein solcher Verband, stelle ich mir vor, wäre kein Unternehmens-, sondern ein Personenverband, der allerdings mit Mitgliedschaften und Gemeinschaften auf Zeit rechnet, der Gastfreundschaft übt und damit auch für solche Menschen attraktiv wird, die nicht mehr oder noch nicht in einem Unternehmen der Mutterhausdiakonie arbeiten. Spezifischer und offener als „Christen im Gesundheitswesen“, gemeinschafts- und lebensorientierter als eine Hochschule, ein Qualitätsmerkmal der Kaiserswerther Häuser, mit dessen Angeboten sich werben ließe.

Florence Nightingale beschrieb einst das Kaiserswerther Krankenhaus als „eine Schule Gottes, in der Pflegenden und Gepflegte Gewinn davon tragen.“ Ein Netzwerk für Lebensgewinn – das bleibt meine Vision. Daraus zu investieren, davon bin ich überzeugt, wäre gut angelegtes Geld für die Unternehmen. Mittelfristig, wenn der Fachkräftemangel spürbar wird, könnte sich eine solche Kooperation sogar rechnen. Sie kann aber vielleicht auch auf das Interesse und die Mitgliedschaft der Einzelnen und die Unterstützung Dritter setzen.

*Oberkirchenrätin Claudia Coenen-Marx, *1952, studierte Evangelische Theologie und Germanistik in Wuppertal, Bonn und Köln. Bis 1990 war sie in Mönchengladbach im Gemeindedienst tätig. Nach verschiedenen beruflichen Stationen, unter anderem im Landeskirchenamt der Evangelischen Kirche im Rheinland (1990 – 1998) und als Vorstand der Kaiserswerther Diakonie (1998 – 2004) wechselte Oberkirchenrätin Coenen-Marx 2004 in das Kirchenamt der EKD, dort ist sie seit Januar 2007 Referentin für Sozial- und Gesellschaftspolitik sowie zuständig für die Verbindung Kirche und Diakonie.*



Die Komplet

das Nachtgebet

Davon singt die Gemeinde mit den Worten des Nunc Dimittis. Das Nunc Dimittis (von lat. „Nun entlässt du“, den Anfangsworten, auch genannt „Lobgesang des Simeon“ bzw. „Canticum Simeonis“) ist zusammen mit dem Magnificat und dem Benedictus einer der drei Lobgesänge des Evangelium nach Lukas (Lk 2,29-32).

Die Komplet wird in der St. Laurentiusgemeinde jeden Dienstagabend gefeiert. Dabei liegt das Hauptgewicht, wie bei den anderen Tageszeitengottesdiensten, im Gebet und Lobpreis. Die Gottesdienste sind in vier Hauptteile untergliedert: Psalmodie (Psalmengesang mit Antiphone), Lektion (biblische Lesung und eventuell Väterlesung), Hymnus (Gesangbuchlied) und Oration (Gebetsteil).

Die St. Laurentiuskirche – Mittelpunkt des spirituellen Lebens

Die Komplet stellt einen der vier Tageszeitengottesdienste dar, welche in der St. Laurentiuskirche der Diakonie Neuendettelsau begangen werden. Neben der Komplet stehen die Matutin, das Mittagslob und die Vesper.

Seit Beginn der Christenheit gab es neben dem Gemeindegottesdienst auch Hausgottesdienste, aus denen sich vor allem in den Klöstern die Stundengebete (Horen) entwickelten. In der Reformation wurden diese Stundengebete für den evangelischen Bereich neu geordnet und auf die Matutin, Vesper und Komplet beschränkt. In der Folgezeit gingen die drei Formen in der Liturgie verloren. In Neuendettelsau brachte Wilhelm Löhe in der Mitte des 19. Jahrhunderts diese Formen in das gottesdienstliche Leben zurück. Seit 1959 kommt noch das Mittagslob hinzu.

Die Komplet – die Vollendung – deutet von ihrem Namen auf die Vollendung des Tages aber nicht nur auf diese, sondern auch auf die Vollendung des Lebens, unseres Lebens hin. Sie schaut vorwärts in die Nacht, in den Schrecken derselben, auf die Werke der Finsternis, angesichts deren wir uns als Christen in die Hände unseres Herrn übergeben. Wir tun dies mit dem Sterbegebet Jesu, durch den alle Nacht, auch die Nacht des Todes, zur Geborgenheit in seinem Frieden wird.

Vor dem Beschluss wird ein Nachtgebet gebetet: „Allmächtiger Gott, wir bitten dich: bleibe bei uns und beschirme uns in den Stunden der Nacht, damit wir, müde von der Unruhe dieser vergänglichen Welt, ruhen mögen in deinem unvergänglichen Frieden. Durch unsern HEERN Jesum Christum, deinen Sohn, der mit dir und dem Heiligen Geiste lebet und regieret von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.“

Oder:

„Wir bitten dich, HERR: kehre ein in unsere Häuser und treibe fern von uns alle List des Feindes. Lass deine heiligen Engel bei uns wohnen, dass sie uns im Frieden bewahren, und dein Segen sei immerdar über uns. Durch unsern HERRN Jesum Christum, deinen Sohn, der mir dir und dem Heiligen Geiste lebet und regieret von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

M. H.



Leben segnen

Rituale für den Alltag

Christliche Rituale sind für unsere Lebensgestaltung unerlässlich, weil sie in kontinuierlicher Wiederholung an bestimmten Orten und zu bestimmten Zeiten Erinnerung, Vergewisserung, Bestätigung, Sinnfindung und Auftrag darstellen. Wie wichtig sind allein die kirchlichen Trauer- und Beerdigungsrituale in unserer Zeit zur Bewältigung des Schmerzes und des tiefen Einschnittes in einem Lebenslauf, in dem der Tod immer mehr als Störfaktor und nicht als Übergang empfunden wird!



Hermann Schoenauer
Leben segnen
 Rituale für den Alltag
 192 Seiten / Mit Lesebändchen
 € 12,95 (D) / € 13,40 (A) / CHF 23,90
 Gütersloher Verlagshaus, 2009
 ISBN 978-3-579-05896-2

Aber auch die Rituale bei der Taufe, der Konfirmation, der Hochzeit, in Lebenskrisen und Krankheit sind für jeden einzelnen Menschen von unbedingter Notwendigkeit. Wenn unser Leben einer gravierenden Veränderung oder einem grundlegenden Neuanfang ausgesetzt ist, benötigen wir Orientierung für den weiteren Weg. Rituale sind wichtig, weil sie deuten und nahebringen, was gerade mit uns geschieht und wie wir es für die Lebensgestaltung aufnehmen und im Prozess des Übergangs in eine neue Situation annehmen.

Die Feier des Gottesdienstes ist eine Verknüpfung von einzelnen Ritualen, die zum Beispiel geordnet in den Agenden, den liturgischen Büchern, und im Gesangbuch zu finden sind. Schon das Glockengeläut, der Einzug bzw. der Eintritt in die Kirche, das stille Gebet gehören dazu. Allein die Feier des Heiligen Abendmahls, der Eucharistie, bedarf eines festen Rituals, damit in Wort und Zeichen, Brot und Wein das Geheimnis des Sakramentes nicht verloren geht. So ist der Gottesdienst letztlich ein sehr sinniger und in der Tradition der Kirche gewachsener Ablauf einzelner Rituale. Insofern gehören Rituale einfach zum Vollzug des Glaubens dazu. Rituale brauchen Zeichen und Gesten, Wiederholung im Sinn von festgelegten Verlaufs- und Verhaltensmustern, die sich eben in der Wiederholung erschließen. Rituale müs-

sen nicht erklärt werden, sie erschließen sich selbst und sie stellen eine Einheit von Erfahrung und Vollzug dar. In diesem Buch legen wir ein kleines »spirituelles Übungssystem«, also einfache Rituale mit geistlicher Dimension für den Alltag vor, die für den Empfang und die Weitergabe des Segens eine Hilfe sind; denn Rituale gliedern den Alltag, strukturieren und durchdringen ihn. Es geht um Rituale des Anfangs (z. B. Geburt, Taufe, Schulanfang), der Trennung (z. B. Abschied, Umzug), des Übergangs (z. B. Berufswechsel, Krankheit, Eintritt in den Ruhestand) und der Eingliederung (z. B. Eintritt in den Kindergarten, Konfirmation als Aufnahme in die Gemeinde), also um elementare Erfahrungen, Erinnerungen, Gedenktage, Veränderungen, Einschnitte und Umbrüche in unserem Leben. Ein Leben, das wir in dieser Welt immer im Angesicht der Ewigkeit und letztlich im Blick auf die Ewigkeit leben. »Rituale des Segens« in unserem Leben bedeuten auch immer Bitte um die göttliche Gnade und um die Durchdringung unseres Glaubens, unseres Denkens, Fühlens und Handelns mit dem Heiligen Geist.

»Gottes Segen ist Geschenk, wir müssen ihn nicht machen und seine Wirkung nicht verantworten. Für Segensrituale gilt die Grundhaltung der offenen Hände. Wir bereiten uns und empfangen Segen. Als Gesegnete geben wir weiter. Rituale brauchen einen guten, vertrauten Raum, in dem wir uns öffnen und auf Gottes Barmherzigkeit verlassen können.

Tragende Rituale sind einfach, ganz einfach und schön. Sie erlauben uns, im Raum des Vertrauten geborgen zu sein. Wir dürfen empfangen und uns berühren lassen. Die Form des Rituals lässt Segnende und Empfangende wie ein Gefäß sein« (Friederike Immanuel Popp). Und bei Dietrich Bonhoeffer lesen wir: »Vom Segen Gottes und der Gerechten lebt die Welt und hat sie eine Zukunft. Segnen heißt die Hand auf etwas legen und sagen: Du gehörst trotz allem zu Gott. So tun wir es mit der Welt. Wir verlassen sie nicht, wir verwerfen, verachten, verdammen sie nicht, sondern wir rufen sie zu Gott«

[Auszug aus dem Vorwort]

„Himmelskinder“

Bestattung von Embryonen und Feten nach einer Fehlgeburt

Immer wieder und viel häufiger als man annimmt, tritt für werdende Eltern die Situation ein, dass sie schon kurz nachdem sie von dem Glück der Schwangerschaft erfahren haben, das freudig erwartete Kind wieder verlieren. Fehlgeburten bleiben in der Regel vom sozialen Umfeld des Paares unbemerkt, auch weil die werdenden Eltern dies als Schutz für sich selbst verstehen. Das ist in jedem Fall nachvollziehbar, hat aber oft zur Folge, dass ein Trauerprozess umso schwieriger werden kann.

Eine ritualisierte Feier hilft den Eltern sich von ihrem Kind zu verabschieden und schafft zudem einen Ort der Trauer. Für Eltern ist es wichtig zu wissen, dass ihr Kind Ruhe an einem geschützten Ort finden wird. Außerdem besteht für die Eltern das Angebot im Trauerprozess seelsorgerlich begleitet zu werden.

Seit einiger Zeit ist es Pflicht, alle Fehlgeburten zur Ruhe zu betten, unabhängig von Alter und Gewicht. Diese Pflicht bezieht sich letztendlich auf die Eltern. Unserer Erfahrung nach lässt nur ein verschwindend geringer Teil der Eltern das Kind im eigenen Familiengrab beisetzen. Am häufigsten verlieren die Eltern ihr ersehntes Kind in den ersten zehn Schwangerschaftswochen und dann bleibt es in der Regel vom sozialen Umfeld unbemerkt. Die andere Problematik stellt sich in dem Empfinden der Eltern dar, dass das Kind noch so klein war und nach einer Fehlgeburt von ihm nicht mehr viel zurückbleibt.

Und doch war das erwartete Kind Freude und Glück für die Eltern. Es stand für Hoffnung und Zukunft. Viele der verlorenen Kinder waren lange ersehnt und ein für sie lange erhofftes Geschenk. Und so fühlen die Eltern einen großen Schmerz, wenn es nicht leben darf.

Der Schmerz und die Trauer finden Raum in der Abschiedsfeier. Die Eltern haben die Möglichkeit ihren Tränen freien Lauf zu lassen ohne sich erklären und entschuldigen zu müssen. Wir erleben, dass Eltern ihrem Kind noch einen Gruß mitgeben, um sichtbar zu machen, dass sie es nicht allein lassen. Dies kann ein Brief sein, ein Kuscheltier, ein Schmusetuch. Nicht alle Eltern kommen zur Feier, aber wir sehen am „Himmelskinder“-Feld, dass sie zu Besuch kommen und Engelskulpturen, Blumen, ein Licht, Schnuller und anderes zurücklassen.

Mit der Beerdigung wird das nichtlebensfähige, ungeborene Kind Gott zurückgegeben. Ebenso wie ein Kind,

das nach seiner Geburt verstirbt oder auch ein Erwachsener findet es seine letzte Ruhe. In Zusammenarbeit mit einer der Werkstätten der Diakonie Neuendettelsau haben wir Fötensärgchen entwickelt. Schüler der Werkstätte fertigen sie aus Fichte, dem sogenannten Mutterholz, an. Ein blau glasiertes Tonkreuz, das unfertig wirkt, deutet daraufhin, dass auch das verstorbene Kind noch unvollkommen war aber bei seinem Vater im Himmel geborgen sein wird. All das zusammen bedeutet für die Eltern, dass die Kinder noch so klein waren und nur von wenigen Menschen bisher „gekannt“ waren, obwohl sie noch einen unverlierbaren Stellenwert bekommen. Wir geben menschliches Leben, das aus Gottes Hand geschenkt wurde, wieder in seine Hand zurück, dass er es vollendet. „Deine Augen sahen mich als ich noch nicht bereit war“, so steht es in Psalm 139. Von Anfang an war ihm dieses Leben wichtig, von Anfang ist Gott an seiner Seite. Diese Gewissheit möchten wir an die Eltern und an alle, die mit ihnen traurig sind weitergeben. „Und alle Tage waren in dein Buch geschrieben, die noch werden sollten und von denen keiner da war.“ Auch diese Kinder sind nicht vergessen, in den Herzen der Eltern und bei Gott, weil Er keinen übersieht.



Speziell angefertigte Särge aus der Werkstatt für Menschen mit Behinderung

Irene Riedel

Gräberfeld auf dem Friedhof der Diakonie Neuendettelsau



Neues Liturgisches Gewand

Die Krankenhauseelsorge umfasst ein breites Arbeitsfeld. Da gibt es die Besuche am Krankenbett, mit der Freude über eine gelungene Operation oder einen Behandlungserfolg, oder auch mit dem Gefühl, wieder Hoffnung schöpfen zu können.

Daneben ereignen sich aber auch die schweren Dinge des Lebens. Diagnosen mit Prognosen, welche die Patienten sehr belasten. Andere Menschen kommen in die Klinik, damit ihnen die letzten Tage des Lebens erleichtert werden. Angehörige sind tief betroffen. Sie halten mit aus, sie hoffen und bangen gleichermaßen, sie tragen das Schwere mit.

Alle diese Situationen machen die Menschen offen für eine neue Art der Empfindsamkeit. Die Frage nach dem Sinn des Lebens bekommt in den jeweiligen Ereignissen eine neue oder andere Dimension. Die Frage nach Gott drängt sich oft geradezu auf. Im Gespräch, im Gebet, im Bibelwort, in der Andacht. Besonders im Gottesdienst, im Heiligen Abendmahl, durch eine Segnung oder durch eine Salbung ist es möglich, die Nähe Gottes besonders intensiv zu spüren. Die Menschen erleben gerade dabei eine ganz besondere Atmosphäre.

Dies wird auch durch die liturgische Kleidung von Pfarrern und Diakonen gleichermaßen unterstrichen, die im Umfeld Krankenhaus noch einmal mehr deutlich macht, dass Gottes Wort durch Predigt und Sakrament in die aktuelle Situation hinein wirkt und sie mit allen Sinnen hinein erfahrbar macht. Auch für Prädikanten in den Kirchengemeinden ist es schon lange üblich, einen entsprechenden Prädikantentalar zu tragen. Das Tragen eines Talars bzw. einer Mantelalbe mit Stola wird auch bei Diakoninnen und Diakonen der unterschiedlichen Gemeinschaften zunehmend gewünscht. Nicht um den Dienst der Diakonin oder des Diakons herauszuheben. Es geht vielmehr darum, dass die einzelne Person im Gottesdienst zurücktritt. Wenn die Seelsorgerin in einem Gottesdienst oder bei einer Aussegnung Albe und Stola trägt, wird damit erkennbar, dass sie nun zur Wortverkündigung beauftragt ist. Sie selbst steht dabei im Hintergrund.

Die liturgische Kleidung macht auch eine Unterscheidung zu dem Alltäglichen deutlich. In Krankenhausgottesdiensten ist es andererseits auch den Patientinnen und Patienten oft ein Bedürfnis, nicht im Morgenmantel oder Jogginganzug am Gottesdienst teilzunehmen, sondern richtige Kleidung anzuziehen. So haben beide Seiten, Gemeinde, in dem Fall eben die Krankenhause-



Die abgebildete Liturgische Kleidung kann von Neuendettelsauer Diakoninnen und Diakonen mit Prädikantenbeauftragung in den Einrichtungen der Diakonie Neuendettelsau getragen werden.

meinde und der Liturg bzw. die Liturgin das Bedürfnis, den feierlichen Charakter der gottesdienstlichen Handlung zu betonen. Gerade in einer Klinik kann durch eine liturgische Kleidung dieser feierliche Rahmen hergestellt werden, wenn z.B. im Krankenzimmer mit all seinen Pflegeutensilien und Überwachungsgeräten der Patient das Abendmahl empfangen will. Der kleine gedeckte Abendmahlstisch und das Gewand der Diakonin heben die Handlung für den Patienten aus der klinischen Umgebung heraus. Das bringen die Patienten auch deutlich zum Ausdruck. Bei Aussegnungen etwa wird ebenso die einmalige, endgültige, aber auch segensreiche Handlung unterstrichen.

Die im Bild zu sehende liturgische Kleidung besteht aus einer weißen Albe und einer geraden Stola. Die weiße Albe ist weltweit in vielen Kirchen das liturgische „Grundgewand“. Sie erinnert an das Taufgewand der Christen zur Zeit der Antike. Deshalb ist sie kein spezifisches Kleidungsstück nur für ordinierte Theologinnen und Theologen, sie kann grundsätzlich von allen getragen werden, die in einem Gottesdienst liturgisch mitwirken. Die Stola ist ein etwa knielanges, von den Schultern herabhängendes Stoffband, das in der jeweiligen liturgischen Farbe des Kirchenjahres getragen wird. Sie ist das traditionelle Dienstzeichen der Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung der Ordinierten.

Viele Rückmeldungen von Patienten und Mitarbeitenden zeigen, dass sie sich der Bedeutung der liturgischen Kleidung bewusst sind. Sie nehmen das Gewand in der Gesamtwirkung in der Klinik und des gottesdienstlichen Rahmens als etwas Besonderes wahr, das sich vom Gewöhnlichen abhebt. Es deutet den Sonntag mitten im Alltag an, der uns an die Auferstehung Jesu Christi und damit an unsere Hoffnung erinnert.

Irene Riedel

70 Jahre als Diakonische Gemeinschaft im Kaiserswerther Verband

Die Diakonische Schwestern- und Bruderschaft hatte am 1. März 2009 zum 70jährigen Jubiläum der Kaiserswerther Verbandsschwesternschaft eingeladen. Mit Beginn des Dritten Reiches hat sich für die damals noch sogenannten Hilfsschwestern die Bedrohung der Vereinnahmung durch den Nationalsozialismus massiv gestellt. Alle Schwestern im Pflegebereich, die nicht zu einem noch geschützten Verband gehörten, wurden automatisch in die staatliche NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt) überführt. Die Oberin der Berliner Geschäftsstelle des Kaiserswerthers Verbandes, Schwester Auguste Mohrmann, hat schnell reagiert und die bis dahin nicht organisierten Schwestern als Verbandsschwestern am 1. März 1939 integriert und so der Gefahr entzogen. Bei den Feierlichkeiten wurde in einer Zeitreise ein Rückblick gehalten. Die Altoberin Hanna Enzingmüller der Verbandsschwesternschaft zeigte die Wurzeln der Gemeinschaft auf. Zu diesen Wurzeln gehört der Beginn der Ausbildung von vier jungen Frauen, die rund zwanzig Jahre früher, am 1. März 1918 nach Neuendettelsau kamen, um eine „ausführliche“ Ausbildung in Pflege zu erhalten, aber nicht als Diakonisse in die Gemeinschaft einzutreten. Aber ebenso wie die Diakonissen einige Jahrzehnte zuvor von sich aus eine enge Bindung an das Neuendettelsauer Mutterhaus entwickelten, welche die Gründung der Diakonissengemeinschaft zur Folge hatte, haben auch die Hilfsschwestern eine solche Bindung entwickelt. So lebten in den zwanziger Jahren neben den Diakonissen eben auch die Hilfsschwestern im Mutterhaus und den damals bestehenden Einrichtungen, was angesichts der anstehenden Aufgaben eine große Hilfe war. Im Zuge der gesetzlichen Regelung der Krankenpflegeausbildung seit dem Jahr 1920 stieg die Zahl der Schwesternschülerinnen beständig an. Besonders nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Zuzug vieler junger Frauen aus dem Osten. Jede neue Krankenpflegeschülerin war automatisch Verbandsschwesternschülerin. Dies hatte zur Folge, dass ihnen ebenso die Grundwerte und Inhalte der Verbandsschwesternschaft vermittelt werden sollten. Infolge dessen entschied sich die Lei-

tung der Diakonissenanstalt 1950 dafür, der Verbandsschwesternschaft Diakonisse Irene Rang als eine eigene Oberin und einen eigenen Pfarrer, Wilhelm Hoffmann zuzuordnen, die ganz mit der Sache der Krankenpflegeausbildung und der Verbandsschwesternschaft beauftragt waren. Damit wuchs die Selbstständigkeit der Gemeinschaft, es wurde ein eigener Schwesternrat gebildet. Will man den Unterschied der beiden geistlichen Gemeinschaften benennen, gelingt dies vielleicht am besten mit einer Beschreibung des Verbandsschwesternpfarrers Wilhelm Hoffmann. Er stellte fest, dass der Unterschied der beiden Gemeinschaften in der Rechtsform, nicht im diakonischen Lebensstil liegt, dies ist auch daran ersichtlich, dass beide Schwesternformen in einem Aufnahmegottesdienst mit dem Amt der Diakonin beauftragt wurden.

Ab den 70er Jahren des vergangenen Jahrhunderts gab es einige grundlegende Veränderungen. Dazu gehörte unter anderem, dass Verbandsschwestern auch nach der Heirat weiterhin in der Gemeinschaft bleiben konnten. In Folge der Aufbruchstimmung, die ganz allgemein in den Mutterhäusern zu beobachten war, suchten auch einige junge Diakonissen nach neuen äußeren Formen. Die damaligen Rektoren sahen die Verbandsschwesternschaft im Vergleich zur Diakonissengemeinschaft als andersartig aber gleichwertig an. In Neuendettelsau ergab sich daraus in den Jahren 1971-73 die Möglichkeit für die Schwestern beider Gemeinschaften ohne Begründung in die jeweilig andere Gemeinschaft wechseln zu können, was einige wenige aus beiden Gemeinschaften in Anspruch genommen haben. Die



Das alte Abzeichen der Diakonischen Schwestern- und Bruderschaft



enge Verbindung unter den beiden Gemeinschaften und zusätzlich mit der Bruderschaft zeigte sich 1973 in der ersten gemeinsamen Beauftragung von Diakonissen, Verbandsschwestern und Diakonen mit dem Amt der Diakonie.

Die rasante Entwicklung in den sozialen Arbeitsfeldern bedingte einen enorm gestiegenen Personalbedarf. Gemeinsam war folglich allen drei Gemeinschaften, dass ihre Mitgliederzahl im Vergleich zu den „freien“ Mitarbeitenden sank: Im Jahr 1974 standen 800 Mitarbeitende aus den Gemeinschaften neben 2000 Mitarbeitende ohne gemeinschaftliche Bindung gegenüber.



Die Verbandsschwester, später als Diakonische Schwester bezeichnet, waren und sind auch in der Gemeindepflege tätig.

Die „Diakonissenanstalt Neuendettelsau“ beschloss ihren Namen in „Evangelisch-Lutherisches Diakoniewerk Neuendettelsau“ zu ändern, um dieser Entwicklung Rechnung zu tragen.

Eine weitere Namensänderung der Gemeinschaft trat im Jahr 1987 in Kraft: Auch nach dem Krieg haben in der damaligen DDR Schwestern des Kaiserswerther Verbandes in diakonischen Gemeinschaften ihren Dienst ausgeübt. Kaiserswerth als westdeutscher Ort sollte in der DDR nicht mehr im Namen eines ostdeutschen Verbandes geführt werden. Aus Solidarität zu den ostdeutschen Schwestern haben sich die westdeutschen Gemeinschaften in gemeinsamer Abstimmung für den Begriff „Diakonische Schwester“ entschieden. Dies deutet die über Ländergrenzen reichende Verbindung des Kaiserswerther Verbandes an, der zur weltweit agierenden Kaiserswerther Generalkonferenz gehört.

In den 90er Jahren gab es zwei einschneidende Veränderungen. Im Jahr 1993 ging Sr. Hanna Enzingmüller in den Ruhestand. Sie hatte ihr Amt als Oberin 1971

übernommen. Die neue Leiterin Roswitha Buff ist, nachdem sie als „freie“ Mitarbeitende zur Leiterin der Diakonischen Schwesternschaft gewählt wurde, als Diakonische Schwester aufgenommen worden. In ihre Leitungszeit fällt der seit einigen Jahren vorbereitete Zusammenschluss der Diakonischen Schwestern mit der Bruderschaft des Diakoniewerkes Neuendettelsau im Jahr 1995. Dem Zusammenschluss folgten die Neugestaltung der Grundordnung und Wahlordnung sowie die Geschäftsordnung für den Rat der Diakonischen Schwestern- und Bruderschaft. Beraten und abgestimmt wird über die gemeinschaftlichen Angelegenheiten im Rat und in der Vollversammlung. Die Gemeinschaft hat sich geistliche Leitlinien erarbeitet, denen sie sich verpflichtet weiß.

Am Ende der Zeitreise steht die Gegenwart. Die Diakonische Schwestern- und Bruderschaft hat derzeit 176 Mitglieder, davon sind 63 in Arbeit in den verschiedensten Einrichtungen der Diakonie Neuendettelsau. 28 sind außerhalb der Diakonie Neuendettelsau beschäftigt. Sie alle, einschließlich der Schwestern und Brüder, die im Ruhestand sind, wissen sich an die Gemeinschaft als geistliche Heimat gebunden. Neben den Diakonischen Schwestern und Brüdern gehören heute 41 Diakone und neun Diakoninnen zur Diakonischen Schwestern- und Bruderschaft. Die wachsende Zahl an Mitgliedern, zurzeit sind sechs Frauen und Männern Anwärter auf die Mitgliedschaft, zeigt dass sich nach wie vor Menschen für das christliche Profil in der sozialen Arbeit einsetzen - Mitarbeitende, die ganz bewusst aus ihrem Glauben heraus ihre Arbeit, ihren Dienst am Menschen verrichten. Die Mitglieder der Diakonischen Gemeinschaft wollen im beruflichen und persönlichen Leben das Evangelium weitergeben und so das diakonische Profil der Diakonie Neuendettelsau stärken. Sie wollen den ihnen Anvertrauten als Schwestern und Brüdern im Sinne Jesu begegnen. Sie gestalten in den Einrichtungen das geistliche Leben mit und stehen als Vermittler in Konflikten und als Ansprechpartner in ethischen Fragen zur Verfügung.

Diakonische Schwestern- und Bruderschaft



Die Kirche von Sucevita



Kirche im Kloster Voronet mit seinen Fresken

Kirchenburgen und Moldauklöster - Rumänien

Kulturen erleben – Menschen begegnen

Eine Studienreise des ESC (Ökumenisch-Geistliches Zentrum) unter der Leitung von Rektor Prof. Dr. h. c. Hermann Schoenauer vom 6. bis 13. April 2010

Die Reise führt uns in die Stadt Sibiu, dem früheren Hermannstadt, am Fuße der Südkarpaten gelegen. Dort beginnt die Studienreise mit der Weiterfahrt nach Medias/Mediasch. Hier wird die gotische Saalkirche der Hl. Margaretha und die große Stadtkirchenburg (Kirchenkastell) besichtigt. Über den ehemaligen Bischofsitz Siebenbürgens in Biertan/Birihalm geht die Reise weiter nach Sigisoara/Schäßburg im Kokegebiet. Schäßburg gilt als das siebenbürgische Rothenburg.

Die romantische Bicz-Schlucht auf dem Weg zum Kloster Neamt mit seiner interessanten Bibliothek sind weitere Ziele der Studienreise. Am 3. und 4. Tag der Reise stehen die Klöster Moldovita und Acoperaman-

tului Maicii Domnului auf dem Programm, ehe es über die Karpaten weiter nach Brasov/Kronstadt geht. Dort wird die „Schwarze Kirche“ mit ihrer berühmten Orgel besucht und die Stadt besichtigt. Unter anderem das Denkmal des Reformators Siebenbürgens, Johannes Honterus. Ebenfalls wird das ehemalige Hermannstadt, heute Weltkulturerbe, ausführlich besichtigt.

Die Reise findet vom 6. bis 13. April 2010 statt. Nähere Informationen erhalten Sie bei: Diakonie Neuendettelsau, Büro des Rektors / Frau Katja Horn, Wilhelm-Löhe-Str. 16, 91564 Neuendettelsau, Tel.: 09874/82285; Fax: 09874/82211.

Darstellung der Geburt
Jesu in der Kirche des
Klosters St. Andreas



Geburt Christi

Fresko in der Kirche des St. Andreas Klosters, Dobrukscha, Rumänien

Nach orthodoxer Tradition prägt die Epiphanie, die Erscheinung Christi in dieser Welt, das Weihnachtsfest. Diese Szene der Geburt Jesu will in deutender Weise das Geheimnis der Menschwerdung Gottes in Christus darstellen. Christus ist in einer Höhle – Anspielung auf die Totenwelt – zur Welt gekommen. Er liegt in der Krippe und außerhalb der Höhle sitzt seine Mutter Maria auf einem purpurfarbenen Mantel inmitten eines Berges, dessen Felsen stilistisch angedeutet sind. Zwei Engel, die aus Ehrfurcht die Hände verhüllen, beten das Kind an. Das Kind selbst ist straff in Binden gewickelt. Dahinter steht die Vorstellung, dass der Zustand des Menschen vor den Eintritt ins Leben vergleichbar sei mit dem nach seinem Tod. In Christi Geburt werden schon Überwindung des Todes und die Befreiung von den Todesbanden angekündigt. Der Nimbus bei Maria, Joseph, dem Kind und den Engeln zeigt deren besondere göttliche Nähe und Mitwirkung an diesem Wunder der Menschwerdung Gottes.

Etwas abseits, links von Maria, sitzt Joseph. Er hat den Kopf auf eine Hand gestützt und ist in tiefes Nachdenken versunken über das ihm unbegreifliche Geheimnis der Geburt. Über ihn sieht man die drei Weisen aus dem Morgenland, die dem Stern folgen, auf den einer von ihnen mit der Hand zeigt. Auf der rechten Seite oben verkündigt der Engel den Hirten die Botschaft von der Ankunft ihres Erlösers. Beide Szenen bringen zum Ausdruck, dass die Erlösung für alle Welt geschehen ist: für Arme und Reiche, für Niedrige und Hochgestellte, für Einfältige und Weise. Unter Hirten und den Schafen erkennt man einen jungen Mann, der

die Flöte spielt. Daneben wird der neugeborene Jesus gebadet in Anlehnung an das jüdische Reinigungsritual eines Neugeborenen, vor allem aber als Hinweis auf seine Taufe. Das Mysterium der Menschwerdung Gottes beleuchtet der Stern, der von Gott sein Licht erhält und dieses als Lichtstrahl in die Höhle weitergibt.

Die Höhle macht sichtbar, dass die Erde ihm, den Allumfassenden, nichts anderes zu bieten hat als die Enge des Grabes. Und sie kündigt an, dass der tiefste Punkt des Erdenweges unseres Herrn sein Abstieg in den Hades (Reich des Todes) nach seinem Tod am Kreuz sein wird. Bei Christus stehen Ochs und Esel, was an Jesaja 1,3 erinnern soll: „Der Ochs kennt seinen Meister und der Esel die Krippe seines Herrn.“ Rechts unten wird das neugeborene Kind in einer Wanne gebadet, die an ein steinernes Taufbecken erinnert. Die Hebamme rechts schüttet Wasser aus einem Krug ins Bad, während die Magd Jesus wäscht. Der Krug ist ein Zeichen für Maria selbst, ihr symbolischer Beiname, weil aus ihr das Wasser des Lebens – der Gottessohn, den sie gebiert – hervorgeht. Er erinnert auch daran, dass Maria beim Wassers schöpfen am Brunnen die Verkündigung des Engels Gabriel hörte. Quelle und Krug symbolisieren die Gottesmutter und sind letztlich Hinweis auf Christus als Wasser des Lebens.

Die Inschrift am unteren Rand des Bildes lautet aus dem Rumänischen übersetzt: „Geheimnisvoll bist Du geboren in der Höhle, doch der Himmel hat Dich allen verkündet durch den Stern wie durch einen Mund, Du unser Erlöser.“

P. H.

Impressum:

Diakonie & Spiritualität
Herausgeber:
Rektor Prof. Dr. h.c.
Hermann Schoenauer

Redaktion:
Peter Helbich (P. H.),
Matthias Honold (M. H.), Sr. Gudrun
Striefler (G. S.)

Fotonachweis:
Peter Helbich, Katharina Röttenbacher
(S. 19), Zentralarchiv (S. 20), Biblisch
Reisen/Lorenz (S. 21)

Konzept:
merca Unternehmensberatungs-GmbH
Gestaltung:
Kamann | bfg, www.sommersdorf2.de

Erscheint zweimal jährlich.

Kontakt:
ESC
Wilhelm-Löhe-Str. 16
91564 Neuendettelsau
Tel.: 0 98 74 / 8 25 90
Matthias.Honold@DiakonieNeuendettelsau.de

V.i.S.d.P.: Hermann Schoenauer Schutzgebühr: 5 Euro

Rückseite:

Text nach Hermann Bezzel, 1861-1917. Rektor der Diakonissenanstalt Neuendettelsau von 1891-1909.

Aus dem Buch von Hermann Schoenauer, *Leben gestalten*, Gebete zur Zeit, Gütersloher Verlagshaus, Seite 149, 2008, 2. Auflage

LebensBilder



Worte und Bilder für
den Weg durch das Jahr

Jahreslosung 2010

Jesus Christus spricht:
Euer Herz erschrecke nicht!
Glaubt an Gott und glaubt an mich!
Johannes 14,1

Das Herz des Menschen ist der Sitz dessen, was das ganze Leben umfasst, wie Hoffnung, Angst, Liebe, Vertrauen und Sinn. Die Empfindungen des Herzens reichen von Freude und Schrecken, von Lachen und Weinen, von Verlust und Gewinn bis zu Sterben und Tod. Es ist die Skala aller menschlichen Erfahrungen, die kommen, wirken und auch wieder vorübergehen. Der Evangelist Johannes hat uns im 14. Kapitel großartige und ermutigende Worte von Jesus überliefert.

Jesus weist in und mit seinen Worten immer wieder auf das Leben in seiner wahrhaftigen Fülle: Vertraut auf Gott und auf mich, dann werdet ihr leben; denn „ich lebe und ihr sollt auch leben“ (Vers 19). Und der Heilige Geist,

LebensHoffnung

der von dem Vater und dem Sohn ausgeht, wird euch dazu Kraft und Inspiration geben. Denn des Menschen Herz ist wie ein tiefer Brunnen, in dessen Tiefen die Geheimnisse Gottes und des menschlichen Lebens verborgen liegen. Blaise Pascal konnte deshalb auch sagen: „Das Herz hat seine Gründe, welche die Vernunft nicht kennt.“ Darum ist es gut, wenn Jesus so zu uns spricht, dass es uns zu Herzen geht. Die Jahreslosung ist wie ein Wegweiser, der uns in diesem Jahr auf den richtigen Weg führt und immer wieder auf etwas ganz Wesentliches für unser tägliches Leben aufmerksam macht: Gott will uns ein Herz geben, das unverzagt dem Kommenden entgegengeht. Ein Herz, das offen ist für Gott und den Menschen, der unsere Nähe und Hilfe braucht. Ein Herz, das sich nicht mit den vorläufigen und vergehenden Dingen dieser Welt zufrieden gibt, sondern von der großen Sehnsucht nach Glaube, Liebe und Hoffnung erfüllt ist. Ein Herz, in dem etwas von der Gnade und Erlösung, von der großen Kraft der Auferstehung unseres Herrn Jesus Christus geschrieben steht. Ein Herz, das fröhlich schlägt und sich nicht von den bösen Mächten dieser Welt erschrecken lässt. Ein Herz, das durch das Feuer des Heiligen Geistes glüht. Ein Herz, das verankert ist in der Liebe zu Gott und Christus. Und ein Herz, das uns alles lehrt, was für ein sinnvolles und erfülltes Leben notwendig ist. „Man sieht nur mit dem Herzen gut“ (Antoine de Saint Exupéry), denn es ist das Herz, das Gott und das Leben spürt.

Hermann Schoenauer

Bezugshinweis:

Profil Versand GmbH, Eggertstraße 30, 33100 Paderborn



WECKE DIE BRUNNEN DER TIEFE

Allmächtiger Gott,
tröste uns mit dem Wort,
das uns wohl tut und heilt.
Wecke die Brunnen der Tiefe wieder auf,
und unsere Psalmen bekommen
Töne des Frühlings.
Unsere Seele kennt die Worte
der Angst und Not.
Unsere Gebete
aus dem Jammer unseres Lebens
werden wach vor dir.
Und du, Herr, trittst
mit deinem linden Wort
zu unserer bedrängten Seele und sprichst:
Friede sei mit euch!
Ich will euch behüten,
wo immer auch euer Weg hinführt.
Und wie die Erde
die Wärme der Sonne aufnimmt
und den Regen trinkt,
damit alles wachse und grüne,
so trinkt auch unsere müde Seele,
Herr, dein liebliches Wort.

